

EINFÜHRUNG

aus: Reinhold Schneider, Gesammelte Werke 8: Schwert und Friede. Essays, Frankfurt a.M. 1977.

DIE HEILIGTÜMER IM HERZEN

Anliegen meiner Arbeit ist die Darstellung einer einzigen Erfahrung und der Notwendigkeiten, die sich aus ihr ergeben. Es ist der Wandel der Welt, der sich mit der Katastrophe des Jahres 1914 vollzogen hat. Für einen Augenblick bitte ich, von Persönlichem sprechen zu dürfen. Ich habe gerade noch zehn Jahre der Zeit vor dem ersten Weltkriege erlebt, und zwar in Baden-Baden, wo die letzte europäische Gesellschaft sich traf, mehr und mehr mit der amerikanischen sich vermischte. Zur Zeit der Rennen, der »Großen Woche«, konnte man – auch als Knabe, der ich war – die Einheit Europas, ja der Welt empfinden. Die Fahnen aller großen Nationen wehten vor meinem Elternhause, einem Hotel. Alle Sprachen klangen zusammen und blieben doch, was sie waren und bleiben sollen. Nach den ersten, uns heute kaum mehr verständlichen patriotischen Exzessen überkam mich eine unstillbare Trauer um eine Welt, ein Lebensgefühl, von denen ich mit Bestimmtheit wußte, daß sie nicht mehr wiederkehren würde – so wenig wie die letzten Familien der russischen Aristokratie, die auf Umwegen ihre Heimat erreichten, die Stätte ihres Untergangs. Auf das Ende des Jahres 1918 war ich vorbereitet. Wenn auch in katholischen Formen erzogen, hatte ich doch keinen echten Glauben: die Naturwissenschaften, die deutsche Philosophie, auch die deutsche Dichtung zerstörten ihn, nahmen ihm das Klima, in dem er hätte atmen können. In den Nachkriegsjahren vollzog sich vor meinen Augen in Baden-Baden, in den Spielsälen, der Verfall der bürgerlichen Ordnung, der Familie überhaupt.

Das führte mich langsam, auf schweren und wohl auch ge-

fährlichen Wegen, die ich hier nicht beschreiben will, zu der Einsicht, daß der Mensch und sein Geschick innerhalb der Geschichte verstanden werden müssen, daß er sich nie und nirgends von ihr losmachen kann. Geschichte: eine unaufhaltsame Folge von Veränderungen, deren Opfer und Vollzieher wir in gleicher Weise sind. Es ist ihr Gesetz, daß Ideen den Ereignissen vorausgehen, daß der Geist die Formationen und Umwandlungen der Macht vorbereitet, daß er sie aber niemals in seinem Sinne erreicht: keine Revolution wird so durchgeführt, wie sie gedacht wurde, kein Staat so erbaut, wie er geplant war. Ich habe in frühen Jahren einen Untergang erlebt, nicht allein im vaterländischen Sinne, sondern im europäischen: man kann wohl sagen, daß bis zum Jahre 1914 das 19. Jahrhundert währte, so wie in Rußland das Mittelalter bis zum 18. Jahrhundert, und daß dann etwas Neues heraufkam: diese unsere Lebenszeit und Epoche, die Geschichtswelt, in der wir stehen und die heute schon wieder in Frage steht, weil sie in sich Kräfte und Ideen entwickelt hat, die zu regieren sie nicht imstande ist. Solche Veränderungen erscheinen den von ihnen Betroffenen als Untergänge: in Wahrheit müssen sie es nicht sein. Geschichte stellt immer dieselbe Frage: Wie retten wir die Penaten? Wo gründen wir für sie die neue Stadt? Haben wir die Heiligtümer im Herzen, so daß wir sie gar nicht verlieren können? Sind wir, kraft solcher Gewißheit, völlig frei, in diese unsere Zeit zu gehen, sie zu fragen, was sie von uns will, und ihr handelnd und leidend und opfernd zu antworten? An dem dunklen Vorabend der zweiten europäischen Katastrophe, unter der ich unsäglich gelitten habe, erkannte ich das Kreuz über den Taten, Leiden, Verbrechen der Völker: einer so maßlos verschuldeten, so maßlos gepeinigten Welt ist die Antwort des Gottes vorbehalten, der sich kreuzigen läßt von seinen Geschöpfen; dem immer tiefer erniedrigten Menschen die Verkündung unbegreiflicher Erhöhung: Gott ist, in des Menschen Gestalt, für ihn gestorben. Nun erst begriff ich

das Böse als geschichtliche Macht, aber ebenso das Gebet, den Gedanken, die Kunst. Gedanken und Kunst können Welten aufbauen und können sie, wenn die Dämonie sie inspiriert, zerstören.

Auf diesen Erfahrungen und Überzeugungen gründete ich meine Darstellungen: in dem Buche über Untergang und Vollendung der portugiesischen Macht, meiner ersten Arbeit, schilderte ich die Katastrophe des portugiesischen Weltreichs am Ende des 16. Jahrhunderts und deren Überwindung in dem Werke des Dichters Camoes, der Größe und Schuld seines Volkes ins Gedicht erhob. Ich suchte die Vollendung der spanischen Macht darzustellen in meinem Buche über Philipp II.: Vollendung war nicht der Sieg, eher die Niederlage, das Opfer des Königs – dessen Schuld nicht geleugnet werden sollte –, das Gebet der ihn umgebenden Heiligen. Ich stellte, immer von europäischen Gegensätzen bewegt, dem Süden den Norden gegenüber in einer Darstellung der preußischen Tradition, ihrer Leistung und ihrer Verhängnisse, suchte mit einer 1938 erschienenen Erzählung aus der Konquistadorenzeit, unter dem Schleier der Historie, das Gewissen in Deutschland zu wecken, und wollte, wenigstens mit einer Schrift über Corneille und die Ara Ludwigs XIV., die in den ersten Tagen des zweiten Krieges gedruckt wurde, meine dankbare Verehrung französischer Vermächtnisse ausdrücken. Die vielen seither erschienenen Arbeiten, Erzählungen, Dramen, Essays, bemühen sich um eine immer tiefer, fester gegründete Erkenntnis unseres persönlichen Daseins als eines Daseins in der Geschichte, in großen Zusammenhängen; um die Vergegenwärtigung europäischer Traditionen, die ja nur dann miteinander verbunden werden können, wenn sie fest und stark sind in sich selbst; wenn sie ihre innerste Stärke – nicht die äußere Gestalt, die von dieser Stärke neu geschaffen werden muß – behauptet haben.

Das Reden der Völker geht mir nicht aus den Ohren, und immer bin ich auf ihren Straßen: zwischen Helsinki und

Turku, am Mälar, an den Ufern des Oslofjordes in Trondheim und unter den mächtigen Bäumen von Roeskilde, in der Krypta von Lund und von Canterbury – welche Brunnen ohne Grund –, an den Kanälen Amsterdams, in St-Roch in Paris, an Corneilles Grab und vor den Türmen von Rouen, in Portiuncula und am Rand der unerschöpflich rauschenden Brunnen Berns; im Winter, im schneeüberwehten Escorial und vor der Gottesburg Ávila, in Salzburg, wenn der Glockenschlag der Kollegienkirche zittert über Mozarts Vaterhaus; in meiner Traumstadt Lissabon und im nördlichen Portugal, wo die königlichen Ochsen unter Rebengirlanden schreiten; in der tragischen Camargue und vor den leidgezeichneten Domen von Paderborn und Lübeck; und nie werde ich es verschmerzen, daß der Bann, der über Rußland und seinen Denkmalen liegt, mir den Zugang verwehrt hat. Dies alles ist noch da, will bestehen, will Samen auswerfen in den Wind, von dem niemand weiß, wohin er weht. Das eigene Leben geht unter in diesem Zusammenklang. Ich weiß, daß ich nicht imstande bin, ihn auszudrücken. Ich möchte nur Zeuge sein dieses geschichtlichen Augenblicks, in dem alles, was die europäischen Völker vollbracht, erlitten haben, mit unheimlicher Deutlichkeit vor uns steht, wie vor den Bergen meiner Heimat am Abend das glühende Schweizer Hochgebirge – ehe das Wetter umschlägt. (30. 5. 1956)

DAS LICHT

Vielleicht haben die Berge ihre schönste Zeit, wenn der Schnee noch nicht von ihnen gewichen ist, aber der Kraft der Sonne schon wehrlos unterliegt. Dann wallt der Dunst unter wolkenlosem Himmel aus den weit verzweigten Tälern empor; im Übermaß der Helligkeit scheint er sich ganz in Licht zu verwandeln, und dieses Licht durchdringt die

Gebirgsmassen so, daß sie durchsichtig zu werden scheinen. Doch ist es nicht die gläserne Durchsichtigkeit, die zuweilen den Bergen des Südens eigen ist; die Durchsichtigkeit der vom tauenden Schnee bekleideten Berge gleicht der des Himmels; es ist eine grundlose Bläue, die von den klaren Umrissen gerade noch zu körperhaften Formen verdichtet wird. So steigen die Berge vor dem in die Ferne und Tiefe Blickenden hintereinander empor in der unaufhaltsam fließenden, schwebenden Helligkeit; jenseits des Stromtales zieht sich ein Wolkenkranz durch die Lüfte, der beharrlich stehenbleibt. Es sind die Schneehäupter des verwandten Gebirges jenseits der Grenze; schwingt sich die Sonne noch höher, so sinkt es unter im Licht, bis es gegen Abend oder am anderen Morgen wieder hervortritt. Aber der Schnee verliert von Tag zu Tag an Boden; und während unten im Tale der Saum der Berglehnen schon vom Grün überweht wird und dann der Blütenschnee aufleuchtet zwischen den Dörfern, bewahren sich nur noch die letzten Gipfel ihren Schmuck. Die schimmernden Flächen diesselts und jenseits des Stromes schrumpfen ein; doch auch der Schnee auf den Obstbäumen unten im Tale taut unter der heißeren Sonne des steigenden Jahres: das große, allumfassende, alldurchdringende Licht der Osterzeit schwindet wieder hinauf in den Himmel. Wohl behalten die Berge ihren höchsten Schatz, der eben das Licht ist, durch das ganze Jahr; ein Abglanz jenes unfaßbaren Leuchtens und Sichauflösens schimmert in der magischen Helle der Sommernacht; der Herbst scheint noch einmal die Massen mit brechendem Farbenglanz zu entschweren, und wenn die Sonne die über-eisten Schneeflächen bestreicht, so ist es, als wollten Lichtgewalten aus ihnen hervorbrechen und sich in den abgründig blauen, ja blauroten Himmel stürzen. Aber alle Brunnen des Lichtes fließen doch nur dies eine Mal im Jahre, wenn die Eis- und Schneelast sich auflöst und auch aus dem verborgensten, dunkelsten Waldtale, in das kein Blick hinabdringt, die durchleuchteten Schleier heraufwehen.

Stürme und Wolken sind zu Haus in den Bergen; und auch an den Schicksalen der Menschen haben sie zu tragen: Heere erstiegen ihre Hänge und Pässe, oder sie kämpften tagelang am Eingang der Schluchten, um ins Innere des Landes zu dringen; Burgmauern wurden an den Hängen über den Rebstöcken und noch auf den Gipfeln des Hochwaldes aufgeführt, Schanzen aufgeworfen, Heerstraßen gebaut; Jahr um Jahr bebte der Widerhall der Schlachten über die Kämme. Aber unstörbar, unversieglich ist das Spiel des Lichts, das keine Grenze kennt; das Schwestergebirge jenseits der Grenze ist von demselben Leuchten umwoben, und die Türme, die sich diesseits und jenseits aus dem Dunst der vielumkämpften Ebene heben, tragen den Widerschein derselben Helligkeit. Die hier oben errichteten Mauern barsten, der Schutt rann nieder, so mancher mit unsäglich Mühe eingerammte Grenzstein der Macht und Hoheit ward übermoost: Die Bauherren, Feldherren und Soldaten haben schlecht und recht ihr Tagwerk getan, und die Berge haben Wache gehalten und werden fort und fort die Grenze hüten; aber ihre Gipfel heben sich hoch über alle Geschichte empor. Sie dienen nicht wie die Felder und Äcker, wie die Weinhügel unten; sie empfangen das Licht und tragen es und halten es bereit; sie warten, nicht weil sie angewiesen wären auf die Menschen, sondern weil die Menschen angewiesen sind auf sie. Denn das Licht ist immer Eigentum der Berge gewesen; und einmal muß für einen jeden der Tag kommen, da er es sucht in seiner zeitlosen Einsamkeit. Auf einem Berge ward einst das Gesetz gegeben; von einem Berge sprach der Herr zu den Scinen; auf einem andern ward er verklärt; auf einem Berge hat er vollendet.

Hier ward und wird die Geschichte überwunden. Und wie wollten Völker und Menschen bestehen, wenn sie nicht einen Weg fänden, der in diesen Bereich der Überwindung führt und immer wieder führt, solange unten die Gewalten miteinander ringen! Denn das unerbittliche Widerspiel zwischen

Tiefe und Höhe, in das der Mensch von Anfang an verflochten ist, wird ihn freilich nicht entlassen, aber es wird auch die Sehnsucht nicht in ihm auslöschen nach dem vollkommenen Frieden des Überwinders. Der Überwinder verneint nicht mehr; er überschaut und erkennt; er hat den Bereich der Mächte verlassen und sich dem Gesetz der einen lautern, unversieglichen Wahrheit unterstellt. Freilich, auch er kann überwunden werden; er soll ja nicht nur leben im Licht und kann es auch nicht; denn das Licht allein ist dem Menschen so wenig gemäß wie der Schatten der Gewalten. Aber er soll zeugen für das Licht und soll es zu tragen und weiter zu tragen versuchen; und er soll es wieder in sich sammeln, wenn es am Verlöschen ist. Das echte Licht ist untrüglich und unverkennbar; es ist das Licht der geläuterten, von oben, das heißt von der Wahrheit durchstrahlten Seele.

Wer wollte die Gipfel der Geschichte, auf denen die großen Schatten wohnen, nicht verehren! Wer nicht mit Ehrfurcht sich die Umrise vergegenwärtigen, die hintereinander aufdämmern: den laubwaldumkränzten Hohenstaufen mit seinen wenigen Trümmern und die Bergkuppen des Harzes, auf die sich die Kaiser flüchteten, wo sie ordneten, beteten und starben, den Kyffhäuser, in dessen Schatten der Löwe und Staufe einander begegneten, die Berge des Unstruttales, die den verschwiegenen Quellgrund großer Geschichte noch immer umschließen, südliche Gipfel, die gleichsam versengt sind von den Blitzen der Geschichte, und so viele Höhen und Hügel dahinter, Limburg und Trifels und die kühnen Berge Schwabens, auf denen die Herrschergeschlechter entsprangen! Aber es gibt Berge, die sind erinnerungslos; oder die Gestalten sind über sie hingeflohen wie Wolken. Sie haben kein Malzeichen empfangen gleich den Burgbergen oder den Gipfeln, auf denen einmal Feuer zu Ehren der Götter loderten; sie haben der Geschichte nicht gedient, und die Geschichte hat ihnen darum auch keinen Namen gegeben. Wie, wenn die Geschichte gerade solcher Berge bedürfte? Denn dort

oben weilt das Licht; und vielleicht bedarf die Geschichte gerade des Menschen, der dem Licht begegnet ist. Doch erscheint er in ihr selten als Täter, weit öfter als Zeuge und Träger einer unaufhaltsam gestaltenden Kraft, die in die Seelen eindringt und diese, weil sie nicht von Menschen kommt, leise verwandelt.

Solches Licht, das jenseits der Geschichte quillt, lag auf den Stirnen so mancher Gerühmter und unzähliger Unbekannter, die in der Geschichte strebten oder von ihr fortgerissen und verschlungen wurden; und es lag auf den Stirnen einiger weniger Menschen höchster Art, die den Glauben und die Kraft besaßen, aus der Erfahrung des Lichtes heraus zu handeln und zu gestalten. Es ist das Licht der Berge, jenes Berges vor allem, auf dem die acht Seligkeiten verkündet wurden, wo das Wort gesprochen ward vom Licht der Welt und der Stadt auf dem Berge, die nicht verborgen bleiben kann. Dieses Berges Gipfel ragt hoch aus aller Geschichte, und doch ist er mitten in ihr gegründet; von ihm fließt die Helligkeit nieder, die den Erdentag durchlichtet und auf die dunklen Wege der Menschen und Völker einen Schimmer wirft. Denn endlich kommt alles an auf die Stirnen, die dieses Licht gestreift, die Herzen, die es berührt hat, und auf diejenigen, die bereit sind, es aufzusuchen in seinem aller Not und allem Zwang entrückten Reiche, um es herabzubringen.

Das Gleichnis dieses einzigen wahren Lichts, seines Ursprungs und seiner Wirkung behüten die Berge, und in seiner reinsten Gestalt behüten es vielleicht die Berge des Grenzlands, die am meisten von Geschichte wissen. Elend und Gewalttat, Not und Größe ohne Maß sind zu ihren Füßen dahingestoben, weit mehr, als die alten Städte der Ebene vermelden können. Denn auch die Städte haben die Lasten nicht mehr ertragen; sie haben einen guten Teil abgeworfen und sich Mühe gegeben, sich zu erneuern und die Spuren ihres Schicksals zu verwischen; überwinden konnten sie es nicht. Die Überwindung kann nur oben geschehen in der

Einsamkeit des Lichtes. Tage kommen und gehen, wo sich nichts begibt als der Wechsel der Helligkeiten, das Wandern der Lichtbahnen, das Steigen und Zerrinnen der leuchtenden Dunstwolken, das Aufdämmern und Wiederentschwinden der Schneehäupter jenseits des Stromes, den die Berge voreinander verbergen. Erst dem Niedersteigenden, der aus den Wäldern tritt, wirft er einen grellen Blitz entgegen, als wollte die alte Schlachtenebene dem Glanz der Gipfel antworten; die Ebene scheint den reinen Widerschein zu tragen, bis Wolken und Dämmern wieder heraufziehen und die vollkommene Klarheit der Höhen allein in den Herzen der Menschen fortleuchtet, denen sie oben um die Zeit der Schneeschmelze geschenkt worden ist.

(4. 4. 1938)

beschweren. Ihr sollt so frei sein, wie Ihr es wünscht; nur die Stunde Eures Beginns, Euer Sternbild, müßt Ihr kennen. Es ist sehr ernst und voll Verheißung. Ihr werdet die Erfahrung machen, daß niemand durch die Geschichte zu begleiten versteht wie Christus, der Herr der Geschichte ist und sie mit seines Todes Kraft auf sich hin gewendet hat. Befragt Ihn, was Ihr tun sollt, wenn die Geschichte, der geschichtliche Tag, seine Forderung stellt! Befragt nur Ihn, und aus dem Wirken solcher Verbundenheit wird sich Euer Leben gestalten über alles Ermessen hinaus. Er hat sich unter das Kreuz der Schuld gestellt, als er die Welt betrat – und nun sollten Menschen zu stolz sein, es zu tun? Das eine ist gewiß, daß es unermeßliche Folgen haben wird, wenn ein Geschlecht in unbedingter Wahrhaftigkeit sich wirklich für Ihn entscheidet.

(1946)

DER DICHTER VOR DER HERAUFZIEHENDEN ZEIT

Die Zeit bietet der Kunst den Gegenstand der Gestaltung, Gegenstand im geistigen Sinne genommen, aber keineswegs die verpflichtende Idee. Auf keinen Fall kann und darf sich der Künstler dem Anliegen der Zeit entziehen. Die Frage ist nur, in welche Tiefe er hinabdringt, auf welcher Höhe ihm die Gestaltung gelingt. Auch Aischylos hat seine Zeit ausgetragen, indem er die Mythen seines Volkes fort- und umbildete und die Glaubensinhalte mitbestimmte durch künstlerische Gebilde, deren Form dem Wechsel aller Zeiten widersteht. Alles geht darum, welche Werte im Künstler der Zeit begegnen, vermöge welchen Lebensgehaltes er die Zeit durchmächtig, als Gestalter besteht und überwindet. Wir stehen im Sturme, vor tief verhangenen Tagen; wir zweifeln nicht, es müssen die höchsten Werte sein, die vom Kunst-

werk in die Zeit getragen werden sollen, auf daß es an seiner Stelle mithilfe, die Zeit zu heilen.

Mit einer solchen Auffassung trennen wir uns allerdings von dem Glauben an eine in einem jeden Betracht – dem Inhalt wie der Form nach – zeitlose Kunst. Wir lassen die Frage offen, ob es sie je gegeben habe, neigen aber dazu, sie zu verneinen. Indem wir vom Dichter sprechen und seiner Aufgabe, sehen wir uns genötigt, sofort auch vom Ethos der Dichters zu sprechen, einem Ethos besonderer Art. Es schließt eine zweifache Forderung ein. Einmal gebietet es die Reinheit des in sich selber ruhenden Werkes, dann die Reinheit der von der Persönlichkeit getragenen, vertretenen Absicht. Das Gewissen des Künstlers darf nicht ruhen, solange er der Vollendung seiner Aussage noch näher kommen kann, als er schon gekommen ist: dieses künstlerische Gewissen sollte so streng, so schmerzhaft wie das sittliche sein. Dieses zweite aber stellt das Werk des Geistes in die Welt und Zeit; es ist sich bewußt der ungeheuren Verantwortung des Geistes, der durch die Macht der Bilder Seelen gewinnen, erheben oder verderben kann und, da doch nichts verborgen ist, was nicht offenbar werden wird und das Innere unfehlbar nach außen drängt, ein Außen wird, einen Einfluß auf geschichtliche Vorgänge von furchtbarer Bedeutung erreichen kann.

Wir haben in den letzten Jahrzehnten fast nur zwei Weisen künstlerischen Lebens kennen gelernt: ungebändigte Freiheit oder Unterwerfung unter Zwang, Anarchie und Tyrannis. Von beiden müssen wir uns frei machen, mit allen Kräften frei halten.

Tyrannis wird immer nur über absterbendes Erdreich gebieten; es gibt keine Zwingburg, der sich der Geist nicht zu entziehen vermag und entziehen muß. In ihrem Hofe stehen Scheingebilde dienstbaren Willens, vielleicht gigantisch in ihren Maßen und eben darum verdächtig. Denn was keine innere Größe hat, schließt zu leerer äußerer Größe auf. Ty-

rannis vermag unermessliches Leid zu bringen, aber des Geistes kann sie nicht Herr werden. Gefährlicher ist ihm die Vorstellung ungebändigter Freiheit der Aussage, die die neuen Zeiten glaubten der Kunst gewähren zu müssen: sie ist es ja auch, die den Gegenschlag, die Tyrannis, heraufbeschworen hat. Die Aussage um jeden Preis, schrankenlose Mitteilung wurden zu solcher Pein, daß die Vertreter des Geistes selber nach dem Tyrannen riefen – und ein solcher Ruf verhallt wohl selten ungehört unter nach Gewalt und Beifall gierenden Menschen. Da die Tyrannis in einer bestimmten Form zerbrochen ist, als Möglichkeit aber in unverminderter Stärke fortbesteht – oder uns schon nahe genug bedroht, so müssen wir sagen: nicht jeder Schmerz, und sei es der tiefste, nicht jeder Gedanke und Einfall haben das Recht, sich mitzuteilen. Sie müssen im Zusammenhang echter Ordnung stehen, sofern sie ausgesprochen werden sollen. Auch der Schrei der Verzweiflung, das Übermaß der Klage haben ihr Recht und ihre Stelle in solcher Ordnung. Die Griechen und Shakespeare haben sich ihnen überlassen, ohne die Achtung vor dem Recht und dem ewigen Walten aufzuheben, die zu verkünden und zu rühmen die erste Aufgabe der Kunst eines jeden Zeitalters ist.

Wir müssen mit allen Kräften dahin wirken, daß der junge Künstler von Anfang an die höchste Auffassung von seinem Amte hat, das heißt: daß er sich als einen Verpflichteten erkennt. Er darf nicht – wie es in der neuern Zeit fast die Regel war – das Kunstwerk als das Feld betrachten, auf dem er seine subjektive Entwicklung austrägt, sein gärendes Leben auslebt; er muß wissen, daß er, sobald er den Bereich der Kunst betritt, unter ein Gesetz fällt, das ihn mitverantwortlich macht für den Lebensinhalt, das Denken und Tun der Menschen und Völker seiner oder der ihr folgenden Zeit. Selbst wenn er dieses Gesetz nicht anerkennen wollte, wird er es nicht verhindern können, daß er oder sein Werk heute oder morgen nach diesem Gesetze gerichtet werden; wächst

er zu einer ernsten Persönlichkeit heran, wie er es soll, so wird ihm die Stunde nicht erspart werden, da er es auf das bitterste bereut, dieses Gesetz nicht geachtet zu haben. Aber dann ist die Aussage, die er vielleicht zurücknehmen möchte, die nur einer Phase seines Weges zur Wahrheit entstammte, ins Gebild geschlossen; sie wirkt in der Welt und wird erst aus ihr getilgt sein, wenn die Lebenskraft des Gebildes erlischt.

Wenn also vom Verhältnis des Dichters zur Zeit und gar zu kommenden Dingen gehandelt werden soll, so muß erst die Forderung geltend gemacht werden nach der sittlichen Persönlichkeit des Dichters; je heftiger die Erde schwankt, um so fester muß er sein. Eine echte Begegnung ist nur zu erwarten, wo ein echter Mensch sich den Erschütterungen stellt in dem ernsten Willen, ihnen standzuhalten, sie zu meistern. Nun sind aus dem Staub und Rauch der letzten Jahre zwei Wahrheiten ganz deutlich hervorgegangen: die erste, daß Gott antwortet auf die Herausforderung der Menschen, die andere, geheimnisvolle, daß das Schicksal des jüdischen Volkes im tiefsten Zusammenhange mit dem Weltgeschick steht. Dieser Zusammenhang war lange verborgen; in den letzten Jahren aber ist gleichsam das Erdreich aufgebrochen; wir sehen von Jerusalem her einen Strom unter den Zeiten dahineilen. Am jüdischen Volke haben sich der Haß, der Frevel entzündet, die diese Erde völlig zu zerstören drohten; um das jüdische Volk webt, gleichgültig ob von ihm angenommen oder verweigert oder nicht einmal mehr gewußt, eine Macht, deren Bannkreis nicht überschritten werden kann, ohne daß eine gewaltige Gegenwirkung ausgelöst wird. Wir müssen das Schicksal dieses Volkes in der Perspektive der Vorgänge sehen, die sich vor zweitausend Jahren in Jerusalem ereigneten, da Gottes Sohn starb unter dem Namen eines Königs der Juden – auf eine dürftigere Weise konnte das Judentum und sein Ort im Gefüge des Daseins nicht mißverstanden, nicht umgefälscht werden als unter dem Aspekt der Blutbe-

schaffenheit und wirtschaftlicher Ziele. Plötzlich wurde Golgatha wieder sichtbar, als seien wir im Kreise gegangen und der Schädelstätte ganz nah gekommen; Christi Klage über Jerusalem hallte durch alle Schmerzensschreie der Völker, das Toben des Krieges. Es ist, als sei das Ende aller Dinge ganz nahe herbeigekommen.

Damit soll keine Ahnung oder gar eine Prophetie ausgesprochen werden; hingewiesen werden soll nur auf die Gnade, die uns, einem lauen, von Irrtümern heimgesuchten Geschlecht, in der Stunde des tiefsten Niedergangs sagte, was es mit dem Leben auf dieser Erde auf sich hat, worum es eigentlich geht. Gottes Gerechtigkeit – eine schreckliche Gerechtigkeit ohne Zweifel, die unbarmherzig die uns überkommenen oder gemäßen Vorstellungen zerbrach – und das Kreuz als Mitte, als mächtig bewegende Kraft wurden offenbar, – mindestens den Augen, die bereit sind, sich erleuchten zu lassen. Es geschah im Widerspiel zur Verleugnung; wir hören das Gloria und hören die dawider andrängenden, weiter leugnenden Stimmen; viele sind unter ihnen, die nur deshalb leugnen, weil der Schmerz, ein das Menschenherz überforderndes Entsetzen, das Gloria in ihnen erstickte. Im Angesichte der Glaubenslosigkeit, einer Not über aller Not, ist der Boden einer Gewißheit bereitet, die sich auf eine fast beispiellose Erfahrung berufen darf. Wann hat die Geschichte ein Zeugnis für Golgatha abgelegt, das diesem Zeugnis gleichkäme; wann hätte sie sich an einer Stelle befunden, von der aus der Blick, der Weg so frei waren: von der Sünde der Zeit zum Kreuz, vom Kreuze über die Zeit hinaus?

Wir leben in einer ungeheuren Landschaft, über der Lichter und Schatten, gegeneinander ansteigend, rastlos sich befenden. Die Waffen der Engel leuchten in den niederschließenden Strahlen; Umrisse und Fratzen der Abgründigen treten aus der Finsternis. Dem Dichter ist das Wort auferlegt, das die Blicke der Menschen emporlenkt und ihnen die Bilder deutet, auf daß die Zeit ausgekauft werde, ihr Gehalt

nicht verlorengelasse, sondern mächtig hinüberwirke in das Leben eines kommenden Geschlechtes, in seine Ordnung. Wenn aber schon ein jeder Gläubige sich wird verantworten müssen für ein jedes unnütze Wort – das heißt für das Wort, das nicht getane Wahrheit ist –, wieviel mehr dann der Dichter als Verwalter eines nicht von ihm kommenden, nicht ihm selber geltenden Wortes: des Wortes vielmehr, das »sich schwer beweget« und tönt und verstummt gleich den Glocken, die in Zeiten der Heimsuchung von selber angeschlagen haben! Es wäre nicht geschehen, wenn die Glocken nicht bereit und stille gewesen wären, wenn etwa die Hand eines Menschen das Seil gespannt hätte zur unrechten Zeit. Alles, was wir von der Zukunft wissen, ist im Grunde dies: daß wir mitverantwortlich sind für ihren Glauben. Das Wirken des Geistes in seiner geschichtlichen Berufung ist aber viel zu gering eingeschätzt worden in der letzten Zeit. Möge der Geist endlich erkennen, was ihm übergeben worden ist!

Wie arm müßte das Herz sein, das in solcher Landschaft allein die Sprache seiner Leiden sucht, wie unmächtig der Geist, der verzichtet auf die Gestaltung erfahrener Geschichte, wie gering der Glaube, der heute nicht, unter noch nie erblickten Sternbildern, an seine herrliche Erneuerung glaubt! Es ist die Not selber, die diese Stärke uns abfordert; wir sollen sie unbestechlichen Blickes erkennen: die Verödung der Herzen, die Versklavung ganzer Völker an Mächte des Widersachers, die Gewohnheit derer, die da meinen zu glauben und nicht wissen, daß sie ihren Glauben längst verloren haben, weil sie sich nicht genötigt fühlten, ihn wieder zu erringen. Wir können an dem Glauben nicht vorbei, der wie in einer Schale auf dem Meeresgrunde lebt und kein Zeichen erblickt, keine Bewegung fühlt; wir wünschten uns ein Wort, die Gräber derer zu sprengen, die sich zu ihrem Schutze lebendig begraben haben. Denn die ungefühlte Not, die Not der Christen, die nicht erschüttert sind von Christus und seinem Heraufkommen in der Zeit, ist die schlimmste Not. Aber dieser tau-

sendfältigen Bedrohung gegenüber, die der Künstler sehen muß in ihrer Wahrheit als nüchterner Verwalter seines Amtes, muß er zuversichtlich sein; er muß seine Zuversicht leisten wider seine Zeit, wider alle Täuschungen des Widersachers, dessen erste List es ist, die Hoffnung zu ersticken.

Gestalten kann nur der Zuversichtliche, wäre es seiner Zuversicht auch aufgetragen, unter Todesschatten zu leben und durch den Tod hindurchzudringen. Kunst ist nie ohne Hoffnung. Sie bejaht die Bilder, die ihr die Schöpfung darbietet, und damit die Schöpfung selbst; sie bejaht den Menschen, dem sie helfen will. Würde sie es für unmöglich halten, die Herzen zu Besserem, Edlerem zu bewegen, so würde sie ihre Gewalt einbüßen. Wo echte Kunst nach einem Ungewitter der Geschichte erscheint, da ist Hoffnung; da ist der Regenbogen des Friedens, der Gnade nicht fern. Wo ihre Stimme in tiefer Finsternis tönt, ist die Nacht schon vorgerückt – jene Nacht, die einer andern Zeit unterliegt als die arme Zeit der Menschen. Kunst: das ist der Vogel, der als erster am Morgen ruft, oder aber der, ein seltsames Licht auf den Schwingen, sich in die Wolke des Untergangs wirft, weil er jenseits des Untergangs einen Aufgang spürt, dessen Zeichen er sein soll. Gewiß ist er ein schwaches Zeichen, keines, aus dem man die Natur des Kommenden ablesen kann, aber doch ein Zeichen dafür, daß die Sache derer, die es erblicken, noch nicht verloren ist. Kunst aber ist gebunden an die Würde des Menschen. Nur die an das Göttliche in uns glauben, können ihr Wort verstehen, ihre Verheißung empfangen. Und wie ihre Forderungen immer zweifach sind und dem Künstler und den ihn Aufnehmenden gelten, so ist es auch mit der Krone, die sie zu vergeben hat: der Krone der Erhöhung, Erneuerung des Menschen. Die Krone wartet auf eine reine Hand: sie wartet aber auch auf Stirnen, die sich krönen lassen wollen. Jetzt ist die Zeit, da der Mensch sich wieder aufrichten soll; es soll der Künstler unbeirrbar an ihn glauben aus der Gewißheit der Erlösertat, der unter der Dornenkrone

errungenen Krone. Und er soll den Menschen ansprechen um des Göttlichen willen, das in ihm ist – wie furchtbar der Mensch sich auch an ihm versündigt hat.

Der Künstler kann und darf keine anderer Sprache sprechen, als die sich an dieses Göttliche richtet, – mag er um ihretwillen auch verlacht oder nicht gehört werden. Wenn er bildet, so sei es, um zu erheben, mitzuhelfen, daß der Mensch werde, was er sein soll nach Gottes Willen: Christi Bruder, der mit der Ebenbildlichkeit gekrönte Erstling der Schöpfung. Es gibt keine Versöhnung zwischen dem Glauben an dieses Erwähltsein des Menschen und der Meinung, daß der Mensch ein Gewächs der Erde sei, angewiesen darauf, daß ein Mächtiger der Erde oder der Staat ihm den Stempel einer Nützlichkeit, eines Dienstes aufprägt. Zwischen diesen beiden Bildern des Menschen und ihren Vertretern soll keine Versöhnung versucht werden; es ist nicht Sache der Kunst, anzuerkennen oder zu feiern, was ihrem Wesen entgegen ist, vielmehr soll sie mit Schwertesschärfe Wahrheit von Irrtum scheiden. Leuchtet die Wahrheit ohne Absicht aus den Werken der Kunst, so darf sie ihr vertrauen.

Aber die Wahrheit will oftmals nicht gehört werden, und zumal nicht die Wahrheit, die der Kunst zunächst am Herzen ist: die Wahrheit vom Menschen und seiner Bestimmung. Hier liegt ein Konflikt, an dem wir nicht vorbeigehen dürfen.

Fragen wir uns, welche Geister in den letzten zwanzig oder dreißig Jahren unter der Jugend die größte Gefolgschaft fanden, so können wir nicht sagen, daß die Jugend in ihrer Wahl von einem sichern Gefühl geleitet wurde. Sie hat offenbar die klare Wahrheit vom Menschen nicht gesucht, denn die Werke, die sie vor allen liebte, spiegelten diese Wahrheit nicht. Im Spiegel dieser Werke steht vielmehr ein verschwommenes Bild, halb ist es Verheißung, halb ist es Gefahr – oder willensmäßige Haltung, die nur Haltung ist – vergleichbar blinkenden Rüstungen in Rittersälen, in denen

kein Körper steckt. Der Schimmer des Göttlichen scheint auf solchen Gestalten zu liegen, aber es ist unbestimmt – während Gottes Wesen doch schon sein Name ist, das gewaltige, die Welt durchzitternde »Ich bin«, und wir ihm im Gebete auch danken für seinen heiligen Namen, den er Wohnung nehmen ließ unter uns. Dieses Göttliche, das die Jugend suchte, hat keinen Namen – und damit wird sein Leuchten verdächtig, gibt es doch zweierlei Licht, das zu scheiden die Aufgabe der Wissenden ist. Dieses Göttliche, das sich nicht entschieden hat, spielt in vielen Farben der Herrlichkeit vom Dunkel der Melancholie bis zum kältesten Glanze der Selbstanbetung.

Die Jugend aber, die von solchen Werken erfüllt war, ging einen überaus schweren Weg in den Tod; sie wurde auf den Kreuzweg gezwungen, und es wäre furchtbar, wenn wir nicht die Hoffnung haben dürften, daß sie im letzten Augenblicke das Kreuz doch noch erblickt habe. Die Lebensmelodie ihrer Dichter feierte ja nicht die ganze, schrecklich-erhabene Wirklichkeit des uns zugemessenen Lebens: sie betörte mit Verheißung und Untergang, der scheinhaften Schönheit einer an den Abgründen hinstreifenden Erde, über die dann plötzlich der Herr des Abgrunds kam. Es gehört zum Wesen der Jugend, daß sie der Verführung in besonderem Maße ausgesetzt ist. Wie verstanden wir sonst die Sage vom Rattenfänger von Hameln, wir, die es doch mit unseren Augen sehen mußten, wie der Berg sich über der Jugend schloß!

Unsere stärkste Liebe, unser heiliger Ernst sollen der Jugend gehören; wir wollen sie so ernst nehmen, wie es uns die Verpflichtung an die Wahrheit gebietet, und sind uns bewußt, daß wir sie damit um vieles ernster nehmen als diejenigen, die in der Jugend Autorität suchen, statt selbst – unter dem Gebot des Gewissens – Autorität zu sein. Es war offenbar eine List der zerbrochenen Macht, die Jugend zum Richteramte aufzurufen und ihrem Spruche sich zu beugen: vernahm sie doch meist den Spruch, den sie hören wollte oder

nutzen konnte, oft genug den Spruch, den sie eingegeben hatte. Wir halten es aber eines Künstlers nicht für würdig, um den Beifall der Jugend zu dienen, wie es Brauch geworden ist, und um sie anders zu werben als aus der Kraft der Wahrheit und eines von ihr durchmächtigten Lebens. Wir sagen es gerade, weil wir keinen schöneren Lohn über den Mühen des Künstlers leuchten sehen als das Feuer, das Schiller zu entzünden vermochte an dem denkwürdigen Tage, da in Lauchstädt unter Donnerschlägen die »Braut von Messina« über die Szene ging. Heute aber, da die Jugend betrogen ward um die Zeit des Lernens, die unvergleichlichen, nicht zu verschmerzenden Jahre, da der Mensch das Leben im Geiste beginnen darf, heute wünschen wir uns wohl das Herz der Jugend; was aber das Urteil betrifft, so erwarten wir es von Erfahrenen, die diese Zeit durchlitten, ihre Sünde erkannt haben. Möge der Dichter fortan, indem er unbestechlich zu allen spricht, Eltern und Jugend einander nähern, statt sie zu trennen und gegeneinander aufzurufen; möge er den Eltern das Feuer entgeggetragen dürfen, das er in der Jugend erweckt hat ohne Zugeständnis, ohne Opfer an verpflichtender Einsicht!

Damit ist der Künstler in allem und allem seinem Gewissen überantwortet; niemand entbindet ihn von der Pflicht, zu sagen, was man nicht hören will. Der Hände, die nach der Macht greifen, sind viele, berufene und unberufene; wir können nicht auf ein Forum hoffen, das auf gültige und bindende Weise darüber entscheidet, wer die Macht verwalten soll. In einer solchen furchtbar aufgewühlten Welt ist nach den Kräften des Glaubens nur eine Macht legitimiert, das heißt offenbar von oben: es ist die Macht des Geistes, die nicht vom Himmel herabgezogen werden kann, sondern weht, von wannen sie will. Und vielleicht können Zeiten kommen, da nur ihre Träger, nach den Trägern des Priesteramts, das irdische Geschehen für das Bewußtsein der Menschen in Beziehung zur Ewigkeit, zum Richter der Geschichte, erhalten.

Wir ahnen kein leichtes Geschick. Denn Gewissen und Staatsmacht müßten zwar in engem Bund stehen; das Gewissen ist ja das eigentliche Leben der echten Macht, und doch sind die Stunden selten und gleichsam heilig, da die Staatsmacht den Spruch des Gewissens vollzieht und sogar bereit wäre, sich ihm zu opfern. Die Sprecher des Gewissens haben das ewige Recht für sich, aber sie sind arm in der Zeit, und immer kann das Schreckliche geschehen, daß sie sich plötzlich verlassen sehen oder zwischen Mauern geschlossen werden, die ihr Wort ersticken sollen. Dennoch ist das eine sicher, daß das Gewissen berufen ist, das Ungestaltete, das herankommt, mit zu gestalten.

Das Dunkel, das uns bedroht, soll uns nicht bis ins Herz ängstigen. Was geschehen muß, was wir selber tun müssen, können wir in einem jeden Augenblick wissen. Aber vielleicht gelingt es uns auch, das Los der einsamen Sprecher zu erleichtern, ihnen schon jetzt eine Gefolgschaft zu bereiten, die sie nicht verlassen wird. Wir müssen versuchen, Menschen heranzubilden, die nicht lassen können von der inneren Stimme; Menschen zugleich, die das Lautwerden dieser Stimme in allen Bezirken des Lebens verlangen. Sie werden den Dichter verwerfen, der sein Gewissen verworfen hat. Sie werden es spüren, daß seinem Wort die letzte Tiefe des Widerklangs, jene Schwingung fehlt, die nur dort zu finden ist, wo Wort und Gewissen aufeinander angewiesen bleiben und die natürliche Bereitschaft besteht, das Wort als Schickung zu erfahren, auszutragen.

Der Träger des Worts, der recht verwalteten Geistesmacht, die sich in die Geschichte gestellt weiß, soll nicht allein die Stimme des Gewissens führen, er soll das Gewissen selber sein. Wenn er es vermag, so erlangt er das Recht seines Amtes, zur Erforschung der Gewissen aufzurufen. Er kann Schuld nicht verschweigen: um des Rechtes willen nicht und um des Lebens willen nicht, das an verschwiegener, geleugneter, verhehlter Schuld unfehlbar tödlich erkrankt. Solche

Schuld ist der Herd schlimmer Taten, geistiger Sünde, weltzerstörenden Feuers. Denn um den Wurm dieser Schuld zu töten, überhöht sich der Mensch; Selbstvergötzung ist oftmals die letzte Ausflucht eines unheilbaren Gewissens.

Nicht auf die Anklage kommt es an, sondern darauf, daß das Wort des Dichters die in ihrer Schuld befangene Welt dem eigenen Gewissen übergibt; er muß das Wort erringen und vertreten, das in die tiefste Einsamkeit eines Lebens kommt, das, wenn ihm kein anderer Zutritt verstattet wird, sich nachts an die Lager stellt und mahnt; das Wort, das nicht aus den Ohren geht und sich endlich stärker zeigt als der betäubende Lärm des Tages, als die Argumente scheinbarer Lebensklugheit oder politischer Berechnung. Ein starkes geordnetes Sein, eine Kraft, die mit sich selber einig ist, der Friede des gereinigten Gewissens sind Anfang und Träger wahrer Politik. Aber in solchem Amte könnte ein Dichter nur erstehen, wenn die Menschen dieses Amt begreifen. Wenigstens ein Sehnen nach der Stimme des Gewissens muß dem Menschen entgegenkommen, der zum Gewissen werden soll.

Das Gewissen ist die Stimme der Liebe; es ist ja Gottes Stimme in uns; schwerlich kann ein Mensch seinen Mitmenschen mehr Liebe beweisen, als indem er aus dem Gewissen zu ihnen spricht und die Gewissen weckt, erneuert, mit Fragen beunruhigt, die nur von der äußersten Wahrhaftigkeit beantwortet werden können. Die offenbar gewordenen großen Zusammenhänge der Weltgeschichte müssen uns zu der Einsicht gebracht haben, daß wir eines neuen, umfassenden Begriffes von Schuld und Verantwortung bedürfen. Schuld reicht bis in die Atmosphäre einer Tat, bis zum Mitdenken tödlicher Gedanken, dem Mitwünschen verbrecherischer Wünsche. Aus solchem Dunste ballen sich die Gewitter, formen sich die Mächte der Finsternis zur handelnden Gewalt. Aber der Liebe, die die Wahrheit ist, gehört das befreiende, die Wolken zerteilende Wort. Und so kann die Mahnung der Kunst niemals zu hart sein; sie wirkt ja aus der Liebe und würde sich

ihrer geheimsten Macht begeben, wenn sie sich von der Liebe abkehren wollte. Liebe allein erkennt; der Liebe, die das Ich vergißt um des Gebildes willen, die beglücken will und das Ich vergibt an das Gebild, wird das Gebild gegeben. Die Gestalt ist ihr eigenstes freigewordenes Leben. Darum steht das Kunstwerk in der Ordnung der Liebe; es ist ein Pfeiler dieser Ordnung. Nur aus der Kraft der Liebe kann das Leben des Künstlers getragen werden. Wo er auftritt, müssen die Menschen guten Willens einig werden; er spricht das Gute im Menschen an, und es muß so stark in ihnen werden unter seinem Wort, daß es sie eint.

Mit dem Hause des Künstlers auf Erden ist es nicht gut bestellt; das Leben im Geiste und das in einem Hause geborgene Glück geraten immer wieder in Widerspruch, und die Zeit hat nicht das Gepräge, als ob sie diesen mildern wollte. Im Gegenteil: Das Unbedingte, das unter gefährlichen willkürlichen Mächten rein gelebt werden will, wird kaum eine andere Forderung neben sich dulden. Das heißt aber nur, daß jetzt endlich der Künstler auf das Haus verwiesen ist, das Christus auf den Felsen gegründet hat. Die Kunst muß heimfinden in die Kirche, die Kirche ihr offenstehen. Daß sie sich voneinander schieden – es ist gewiß nicht ohne Schuld der Kunst, aber auch nicht ohne Verkennung der Kunst von seiten der Kirche geschehen –, gehörte zum folgenschwersten Unheil der letzten Jahrhunderte. Jetzt stehen wir an der Stelle, wo es überwunden werden muß. Wir setzen die Kunst wahrlich nicht der Stiftung Christi gleich, das geheimnisvolle Leben des Herrn in Zeit und Geschichte nicht dem Ringen des Menschengeistes und seiner gestaltenden Arbeit. Aber doch müßten sie einander verstehen, haben sie dieselben unabdingbaren Anliegen. Ihnen beiden geht es um die Verherrlichung Gottes, die Ordnung der Liebe, die Würde des Menschen, das Erbarmen mit der seufzenden Kreatur, die Freiheit des Geistes, von dem es heißt, daß der Herr der Geist ist und daß dort Freiheit ist, wo der Geist des Herrn ist.

All dieser Heiligtümer können sich Kirche und Kunst auf gar keine Weise berauben lassen, wenn sie sein sollen, was sie sind; wir wissen keine andern Mächte, die mit solcher Unabweislichkeit auf den Schutz dieser Heiligtümer gerichtet wären. Bei ihnen kann und muß die Menschheit finden, was ihr so leicht genommen, verweigert werden kann. Aber der Künstler steht in der Welt, ihren Versuchungen und vielen Anfechtungen und Gefahren des Geistes ausgesetzt. Er braucht ein Haus, das nicht erschüttert werden kann. Wehe ihm, wenn er glauben wollte, der Staat könne dieses Haus sein! Wie leicht werden in diesem Hause Dienste ihm aufgenötigt, die ihn entwürdigen! Des Künstlers wahres Haus kann nur die Kirche sein: die Kirche in ihrer ganzen weltgerechten Weite. Niemand kann ihn besser verstehen als der Priester, dem der Herr selber die Sorge für die Welt und das Leben und Opfer für sie aufgetragen hat. So war es in großen Zeiten, eh Priester und Künstler einander fremd wurden und der Künstler die Kirche floh, weil er glaubte, daß sie ihn unfrei mache und statt seiner und seines Werkes so oft ein zwar gutmeinender, aber schwacher Geist, ein dürftiges Wort und Gebilde aufgenommen wurden, denen die Größe des christlichen Geistes, die Strenge der Wahrhaftigkeit fehlten.

Jetzt aber, da des Richters schreckliche Majestät über der aufgewühlten Erde erschienen ist und die Städte hingemäht liegen, kann die Forderung nach dem neuen Wort, dem neuen Bild nicht mehr überhört werden. Das Schwächliche, Verschleiernde haben keine Stätte mehr, dürfen keine mehr finden. Der Priester trägt die Mitverantwortung für das Bild des Heiligen, das im Volke leben, für das Wort, das Heilige in der Zeit bezeugen soll. Wie der Künstler, so muß auch der Priester auf das tiefste bewegt, erfüllt, zu seinen Werken aufgerufen sein von der Zeit – sonst wird er den Künstler, dem er doch so nahe ist, nicht begreifen, wird er das Falsche vom Echten nicht scheiden können. Mit der Heimkehr der Kunst in die Kirche würde ein neues Wort um Eingang bit-

ten: das Wort, das geformt worden ist im Schrecken dieser Jahre, der schrecklichen Nähe unseres Richters.

Noch einmal: Wir setzen keine große Hoffnung auf den dauernden Schutz, das Verständnis weltlicher Mächte. Zu tief ist alles erschüttert, als daß nun die ruhige, verantwortungsbewußte Herrschaft Gläubiger zu erwarten wäre. Wir sind auf die Fundamente zurückgeworfen; wir müssen sie auf das gewissenhafteste prüfen, ob nicht auch sie beschädigt sind. Alles kommt auf den starken, einheitlichen Geist des Glaubens an, der es vermag, an die Herzen der Menschen zu rühren, die im Vernichtungswahne mißhandelte Schöpfung und ihr Gesetz ihnen wieder zu zeigen. –

Das Denken, das Leben der Menschen hat ein Gefälle zum Tod. Sie vermögen nur noch da zu sein von Untergang zu Untergang. Eine Kette von Katarakten: das scheint ihnen Geschichte. Keine Staatsmacht wird sie diesem Lebensgefühl – vielmehr dieser Todessucht –, dieser Vorstellung von der Erde entreißen. Von der Kirche aber geht der Friede aus; denn der in ihr lebt, ist selber der Friede; und Friede, die Botschaft von unverletzlicher Ordnung, ist das große Wort der Kunst, die in die Dämonie nur dann hineinführen darf, wenn es ihr gelingt, hindurchzuführen. Im andern Falle würde die Form zersplittern, das Kunstwerk unvollendet liegen bleiben an dem abschüssigen Wege. Ein Glaube, der alle Schrecknisse erfahren hat, annimmt, einbezieht, an ihnen stark geworden ist, ihre entsetzliche Anfechtung immer wieder besteht und doch nicht davon läßt, daß diese Welt befriedet werden kann im Namen Jesu Christi: das ist die Aussage, die wir am innigsten wünschen, erstreben sollten; wir müssen versuchen, sie zu ermöglichen.

Glauben wir an den Geist, so müssen wir auch daran glauben, daß er es vermag, sich gegenüber der scheinbaren Übermacht der Erdgewalt zu behaupten. Es gibt keine undurchbrechlichen Verhängnisse; Gnade kann eine jede Fessel zerreißen. Nimmer darf sich der Geist in den Anschein unab-

wendbaren Untergang schicken. Vergessen wir es doch nicht, daß es der Geist war, der das Grauen des militärisch-technischen Nihilismus heraufgerufen hat! Nicht die Technik hat das Gesetz gegeben, sondern der Geist, der die Technik suchte und, als er ihrer mächtig war, den Tod dachte, statt alle ihm gegebene Macht dienstbar zu machen der Ehrfurcht vor Gott und seinen Werken. Nur der Geist kann wenden. Was wir heute im großen Raum des Glaubens schaffen und wirken: der Friede, den wir haben und aussprechen, das kann – wenn die Gnade sich herniederneigen sollte – nicht ohne gestaltenden Einfluß auf das Morgen sein.

Wieder und wieder möchte ich sagen: Wir müssen glauben; das Erste, was die Welt von uns fordern darf und muß, sind Friede und Zuversicht. Denn das ist es ja, was den verwirrten Völkern allenthalben fehlt: der Anblick solcher Menschen, die von der Macht der Friedfertigen wissen und danach tun. Wenn die Vernichtung noch einmal hereinbräche, so würde die wesentlichste Aufgabe doch nicht gelöst; die Menschen würden, nur in noch viel größerer Tiefe, derselben Forderung wieder begegnen, vor der wir heute stehn: zu leben und zu schaffen aus dem Trost der Verheißung, zu glauben an den Frieden auf Erden. Darum wollen wir nicht zögern; wir wollen heute beginnen und uns opfern für alles, was dem Frieden dient, den Bund mit dem Krieg aber verweigern, und sei es um den Preis einer jeden Verfolgung, die die Erdgewalt zu allen Zeiten auf eine solche Verweigerung setzte.

Wir bitten die Kirche, keine Waffen zu segnen als die Waffen des Lichts. Wir stellen das Martyrium der Friedfertigen über jede Ehre der Welt. Aber wir wissen auch, daß wir unserem Volke und den Völkern allen nicht besser dienen können als mit einer solchen Haltung. Kann doch auf dem Boden des Friedens allein das ungeheure Erziehungswerk aufgenommen werden, das heute geleistet werden muß. Das Verhältnis der Menschen untereinander, zu Welt und Geschichte, zu allem Geschaffenen, zum Geiste und seiner Sen-

dung muß in unbeirrbarer Folgerichtigkeit gegründet werden auf den Eckstein, der entweder trägt oder zermalmt. Den Mut zu dieser Folgerichtigkeit müssen wir aufbringen in allen Bezirken des Daseins; er ist eine Tat der Liebe, die einbezieht, nicht ausschließt und nicht aufhört, mit den Kräften des Herzens und des Gebetes um diejenigen zu streiten, die sich ihr entziehen.

Des Dichters Thema ist die Zeit vor Gott, die von Gott geführte Zeit. Das Wort, das er ihr abringt, wächst zu seiner Fülle erst im Kirchenraum. Möge es nicht befremden! Möge es, von starken, weiten Herzen aufgenommen, erheben, befeuern dürfen und bestandene Geschichte vor den Altar tragen! Dann wird es mitbilden am Geschichtsbewußtsein der Kirche und die Streitmacht ihres Friedens mit erneuern. Lassen Sie uns darauf hoffen, daß das deutsche Wort in seinem Adel und seiner Kraft noch einmal aus der Kirche tönt, anders als wir es jemals vernommen haben! Wir haben das Recht auf diese Hoffnung, nachdem Beispiellooses geschehen ist, tödliche Irrtümer widerlegt wurden, indem sie vollzogen worden sind und die Straße, die herabführt vom irdischen Jerusalem und hinaufführt in das himmlische, diese Straße der Geschichte, auf der wir unweigerlich gehen, überschaubar geworden ist. Von ihr müssen wir dem Volke sagen; auf ihr können wir uns nicht anders als in Zuversicht bewegen. Zertrümmerte Städte liegen zu beiden Seiten; an der Stadt, aus der wir kommen, der Stadt, in die wir gehen, ist genug.

Wir wollen es als eine große Gnade ansehen, daß es endlich wieder deutlich wurde, wo wir sind, was wir tun sollen. Wir wollen Freie bleiben und uns nicht wieder in Häuser schließen und die Straße vergessen. Ist doch unser Inneres befriedet, indes wir unter Wolken und Gewittern dahineilen; wir sind geborgen in der Macht der Wahrheit. Die Wahrheit, die sich dem Wechsel der Geschichte stellt, ihn ergreift, überwindet, ist die heilige Kraft der Kunst. Der Dichter weiß seine Gebilde nirgendwo lieber aufgenommen als an heiligem Ort;

die Kirche allein kann sie ins Volk tragen. Kultur ruht auf der Verehrung des Heiligen, die allen gemeinsam ist. Wir wagen es nicht, heute von Kultur zu sprechen; aber in der Richtung auf sie müssen wir doch arbeiten. Wo Kultur ist, da ist kein Wort zu hoch, kein Bild unverständlich. Ihr Geheimnis ist, daß innerhalb ihres Bezirkes jede Gestaltung von der Verehrung des Einen Heiligen eingegeben wird und ein jeder die Urbilder der Wahrheit im Herzen trägt, die mit der Macht der Schönheit aus den Worten und Gebilden der Künstler leuchtet. Kultur können wir uns nur denken unter dem Bilde eines Strahlenkranzes, der das Heilige Geheimnis umschließt und sein Licht auch in das Auge, das Herz des Ärmsten sendet.

Das ist ein fernes, ein gleichwohl nicht verschlossenes Ziel; es ist heute wieder sichtbar geworden und ruft das Beste unseres Strebens wieder auf. Der Dichter darf hoffen, Herzen zu bewegen und zu geleiten, die, so erschüttert von der Not, heimkehren wollen. Heimkehr ist nicht Zuflucht: sie bedeutet die entschlossene Wendung zu dem Eigentlichen unserer Kraft; den Anfang unerläßlichen Wirkens. Und mit dem Wort der Heimkehr, der Wende, des Anfangs möchte der Dichter noch einmal die Gabe nennen, die er als seine höchste in die Kirche trägt und damit in die Mitte der rastlos heraufziehenden Zeit; es ist seine Freiheit vor Gott, das Unantastbare, das niemand besitzen kann, seines Lebens Leben und das Leben seiner Kunst: sein Gewissen. Indem er ihm unbedingt gehorcht, wirkt er an seiner Stelle mit an der Bildung des Weltgewissens, der einzigen Macht der Erde, der wir die Zukunft des Menschengeschlechtes anvertrauen dürfen.

(18. 3. 1946)